

## Zirkus Rennbahn

1 Gründung • 2 Das Gelände, Selbstverständnis • 3 Lore Wallis, Arbeitsaufteilung, Betriebsklima • 4 Petru, Pongo & Liam, Julias Vater • 5 Musik, Lied „Am Nil“, Imperialismus, Petru • 6 Gastauftritt Adrion • 7 Wasserversorgung, Finanzen + Lebensstandard, Emmas Reichtum • 8 IndianerInnen, Messer, Bogenschuß, Lied „Gold“ • 9 Gefahren gebannt, Kinderarbeit genehmigt, Transport, Seiltanz • 10 Gepard, Stierkampf, Manegentod • 11 Nachwehen und Nachleben, Geld, Verkehr, Kinder

Ohne den Polizeichef von Porto Canto hätte es den *Zirkus Rennbahn* niemals gegeben. Dem Rang nach Kriminalkommissar, in der Gesinnung allerdings eher Staatsfeind, hatte sich Petru Belmosto Jahr für Jahr geschworen, seinen verdammten Posten „endlich“ zu räumen – nichts geschah. Seine Schwüre lösten sich jedesmal gerade so in Luft auf wie die feste Absicht seines Mitstreiters Kriminalhauptmeister Rino Prat, endlich das Rauchen aufzugeben. Aber dann geschah doch etwas. Im Jahr 1972 ging die Galopprennbahn von Porto Canto pleite. Sie war der Konkurrenz aus der korsischen Hauptstadt Ajaccio nicht mehr gewachsen. Es fand sich auch kein neuer Betreiber, der versucht hätte, sie wieder auf Trab zu bringen. Da hatte Petru die Erleuchtung. Schließlich wäre er bereits als Polizeischüler um ein Haar abtrünnig und beispielsweise Akrobat oder Clown geworden. Und jetzt verkündete er, diese Quälerei mit der Pferderennerei kann uns doch gestohlen bleiben; das Gelände würde sich viel besser für einen Zirkus eignen, vor allem als Winterquartier! Für die Sommerrundreise nimmt man am besten ein Schiff, eine Fähre. Schließlich ist Korsika eine Insel und ringsum mit Hafentädchen gespickt. Was hältst du davon, Zach?

Zach war sein Kumpel und Gewährsmann von der im Hafentädchen Porto Canto erscheinenden *Balange-Post*, die einzige nennenswerte Tageszeitung im Nordwesten von Korsika. Und Zach war auf Anhieb begeistert. Die beabsichtigte Umwidmung der Galopprennbahn nannte er „stark“, und die Sache mit der Fähre sogar „genial“. Damit hatte der Plan die Presse auf seiner Seite; fehlte nur noch das Geld. Das jedoch lieferten nach bewährtem Muster anstandslos a) der Graf, Petrus Vermieter, und b) Emma Siebenschuh, meine Mutter. Sie liebten beide sogenannte alternative, manchmal auch nur einfach kühne Projekte; sie waren die idealen Mäzene. Sie weinten ihrem Geld nie Tränen nach. Mit dem Kauf und dem Umbau des Geläufes durch den neuen Verein *Zirkus Rennbahn* war das Geld für diese beiden Personen ja unwiederbringlich weg. Sie behielten auch keine sogenannten Rechte. Alles war jetzt Vereinseigentum und unterlag den Entscheidungen

der Vereinsmitglieder, die laut Satzung nur im Konsens getroffen werden konnten. Gewiß hatte man sowohl dem Grafen wie meiner Mutter angeboten, in den Verein „einzusteigen“. Dann hätten sie freilich, auch dies laut Satzung, mitwirken müssen, und das wollten sie gar nicht. Sie zogen es vor, als die „stillen“ AufpäpplerInnen dieses spektakulären Projekts zu gelten.

Nebenbei bemerkt, stand der Graf, damals bereits über 80, ohnehin schon mit einem Bein in der Kiste. Meine Mutter dagegen ist erst kürzlich gestorben, 2020. Sie war 87. Vorher hatte sie ihrem frechen, auch noch zigeunerhaft angestrichenen Töchterchen x-mal in dessen Leben geweissagt, es würde sich „demnächst“ den Hals brechen, aber ich lebe immer noch, wie man sieht. Sie hatte mich 1963 geboren. Als ich mich in dessen Gründungsjahr, 1972, dem *Zirkus Rennbahn* anschloß, war ich neun Jahre alt. Es hatte mich Tage und Nächte gekostet, Emma weichzuklopfen, schließlich war ich noch deutlich „minderjährig“. Aber im Grunde erfüllte sie mein Eigensinn auch mit Stolz. Jetzt liegt sie ebenfalls in der Kiste und lauscht meinem Bericht, den ihr vielleicht die Regenwürmer vorlesen, mit Wohlgefallen, wie ich einmal glauben will.

## **2**

Die Galopprennbahn lag im Osten nahe der Stadt, wo sie, von einem alten Mischwaldgürtel eingefast, eine niedrige Anhöhe krönte. Die war natürlich wieder abgeflacht, wegen der ovalen Grasrennbahn, auf der sich, bis zu der Umwidmung, die kleinen, windschnittigen, völlig überzüchteten Gäule abzuplagen hatten. Diese Sportstätte wies jedoch mehrere durchaus sehenswerte und brauchbare Gebäude auf. Prunkstücke waren das Tribünengebäude und das Wetthäuschen, beide im viktorianischen Stil ganz oder teilweise aus Fachwerk errichtet. Die Gefache waren dunkelrot, die Balken schwarz angemalt. Das Tribünendach wurde von beschnitzten, diesmal bunt bemalten Holzpfeilern getragen. Auf der Vorderseite, zum Eingangstor hin, ruhten die Zuschauerränge und das Tribünendach auf einer hübschen Fensterfront mit vorgebautem Eingang. Hier hatten einst die Sportler verschiedene Aufenthaltsräume gehabt. Petrus Augen hatten dieses Erdgeschoß sofort in den Saal des neuen Vereins verwandelt, und so kam es auch. An der Nordseite wurde das Tribünendach von dem sogenannten VIP-Turm überragt, den wir dann für unseren Küchenbetrieb, ein großes Büro und zwei Gästezimmer nutzten. Mein jetziger Gefährte Ben stockte ihn einmal im Geiste etwas auf, weil er einen wirksamen Todessturz aus dem obersten Geschoß benötigte, wo die „bedeutenden“ BesucherInnen der Rennveranstal-

tungen mit ihren Operngläsern spielten und mit ihren „Beziehungen“ prahlten. Ben ist Kriminalschriftsteller. In Wahrheit ist der VIP-Turm lediglich drei Stockwerke hoch. Das Wetthäuschen mit den nach außen zeigenden Schaltern für die Setz-Süchtigen hat nur Erdgeschoß und ein ausgebauten Walmdach. Beide Gebäude stehen schon immer und bis zur Stunde unter Denkmalschutz. Daneben kamen uns noch einige Stallgebäude zustatten, in denen die Sportler ihre Gäule untergestellt hatten. Wir nutzten sie als Ställe oder Garagen.

Für unseren Zirkus hatte die Tribüne verständlicherweise wenig Wert. Sie war jedoch beliebter Ausguck bei gelegentlichen Festen auf dem ganzen Platz. Das Viermast-Zelt, das wir uns sofort anschafften, stand natürlich mitten in dem Oval der ehemaligen Rennbahn. Es war beheizbar und bot maximal knapp 500 Sitzplätze. Im Winter wurde dort vor allem geprobt und trainiert. Ansonsten wimmelte der Platz eher unregelmäßig von Zirkuswagen für unsere zuletzt um 50 erwachsenen Vereinsmitglieder, deren Sprößlinge sowie, auf Reisen, diverse Tiere. Das ganze Gelände war recht massiv umzäunt, weil sich die Rennfritzen gegen Schwarzseher schützen wollten. Diesen Zaun übernahmen wir so wie er war.

Vielleicht sollte ich hier unser sogenanntes *Selbstverständnis* einrücken, das auch immer in unseren Programmheften zu lesen war. Petru und Zach hatten es gemeinsam entworfen und dann der ersten Vollversammlung des neueingetragenen Vereins vorgelegt. Damals tagte man noch im Wetthäuschen, zumal ohnehin erst 13 Köpfe beisammen waren. Aber die Mitgliederzahl schoß fast so schnell wie das Viermast-Zelt in die Höhe, da sich das Vorhaben mit Hilfe der einschlägigen Brennpunkte der Subkultur in Windeseile herumgesprochen hatte. Neben der *Balange-Post* konnten sich die drei GründerInnen Petru, Zach und die designierte Zirkusdirektorin Lore Wallis, die von meiner Mutter in der Schweiz angeworben worden war, auf die einheimische *Anarchistische Liste (AL)* stützen. Die *AL* saß bereits mit vier Leuten im 14köpfigen Stadtrat von Porto Canto und gab das durchaus pünktlich erscheinende Wochenblatt *Die Fackel* heraus. Meine Mutter griff diesen rührigen Leuten mit ihren *Emma*-Schreibmaschinen und gelegentlichen Schecks unter die Arme. Das *Selbstverständnis* war natürlich anfangs auch aus der frischbeschichteten Walze einer pinkfarbenen lackierten *Emma* gedreht worden, und zwar von Zach, der sogar recht hurtig mit 10 Fingern tippen konnte.

>>Der *Zirkus Rennbahn* ist ein Gemeinschaftsunternehmen und zugleich eine Lebensgemeinschaft. Habgier, Machtstreben und Größenwahn lehnen wir ab. Bei uns sind alle, von der Direktorin bis zum Kloputzer, gleich. Das bedeutet zum Beispiel, auch die Direktorin kommt regelmäßig in den Genuß des Kloputzens. Es bedeutet ferner, alle

wesentlichen Entscheidungen trifft die Gruppe entweder im Konsens oder gar nicht. Somit kann sie ihren Zirkus auch nur bei Einstimmigkeit veräußern. Lediglich bei Ausschlüssen gilt Konsens minus Eins.

Halten wir einerseits unsere in der Gruppe getroffenen Absprachen heilig, legen wir andererseits trotzdem großen Wert auf Eigenverantwortlichkeit unserer Mitglieder. Besteht die Möglichkeit, ein bestimmtes Verfahren nicht zu regeln, sind wir sofort begeistert dabei. Bürokratie ist der Tod jeder Demokratie. Statt Mitlaufen wünschen wir Mitdenken. Mut, Einfallsreichtum, Aufrichtigkeit und die Fähigkeit zur Selbstkritik sind gefragt.

Als Fernziel schwebt uns ein Korsika vor, in dem es weder kapitalistische Warenproduktion noch Geld gibt. Voraussetzung dazu ist natürlich, die Kunst des Teilens und Verteilens zu beherrschen, und eben das üben wir, neben Radschlagen und Messerwerfen, Seiltanz und Freihandreiten, schon heute zielstrebig ein.

Auf die Gefahr hin, Sie zu kränken: Hunde haben bei uns Platzverbot. Dafür hält unsere blutjunge Akrobatin Julia Siebenschuh einen Gepard. Allerdings kann diese hübsch gefleckte, bis 120 Stundenkilometer schnelle Katze während unserer sommerlichen Rundreise durch Korsika unseren Platz, der vor allem Winterquartier ist, nicht schützen, da sie ja bei den Sommerauftritten nicht unerheblich mitwirkt. Zum Ersatz haben geschulte Freunde von uns einen Wachdienst organisiert. Er ist leider unverzichtbar, weil wir gewissen Bevölkerungskreisen, die eher der Unterwelt als dem Luftschaukelbetrieb angehören, ein beständiger Dorn im Auge sind.<<

### **3**

Lore Wallis, im Gründungsjahr erst 32, stellte sich als geborene Führungskraft heraus. In der Erscheinung recht hochgewachsen, stramme Brüste, die blonden Fransen nie streng frisiert, pflegte sie sich völlig unaufdringlich zu bewegen. Rennend war sie kaum vorstellbar. Auch ihre einschmeichelnde Altstimme hätte sich niemals überschlagen. Ihre Ansagen wirkten vor allem durch Knappheit und Trockenheit. Da sie eine kräftige Nase hatte, wäre sie wahrscheinlich für ein Illustrierten-Titelblatt keine Zugnummer gewesen. Wenn sie gleichwohl bei fast jedem Menschen Vertrauen und Neugier erweckte, dann wegen ihrer seltenen bedächtigen Art, der Geruhsamkeit fernlag. Und sobald sie die Manege betrat, hatte sie sofort das Heft in der Hand.

Lore stammte aus der Zirkuswelt. Zuletzt war sie beim berühmten schweizer Zirkus *Knie* mit einer Pferdedressur zu sehen. Dann jedoch erfaßten sie die Stürme der Pariser Maiunruhen, und sie wollte von den vier Säulen herkömmlicher Zirkuskuppeln nichts mehr wissen: Hierarchie, Ehrgeiz, Konkurrenz, Intrige. Sie hatte eine verhältnismäßig üppige Abfindung bekommen und nahm eine Zeitlang Unterricht in Gruppendynamik und Konfliktregelung. Als Emma mit ihr telefonierte, war sie bei einer Kleinkunstabühne in Marseille aktiv. Das traf sich günstig: sie nahm gleich in Nizza die Fähre nach Porto Canto.

Der erwähnte Unterricht kam uns unbedingt zugute. Lore war eine überragende Ratgeberin und Schlichterin für unseren doch recht zügellos und wild zusammengewürfelten Haufen. Gewiß wurde unter den BewerberInnen stark gesiebt, doch ob einer das Zeug zum „Kommunarden“ hatte, stellte sich häufig erst nach vielen Monaten der Bewährung heraus. Es ist vorwiegend eine Charakter- und Moralfrage. Die künstlerische oder fachliche Eignung war zweitrangig, zumal in unserem Zirkus jeder fast alles tat – nur nicht auf einmal. Wir konnten es uns nicht leisten, ZeltarbeiterInnen zu beschäftigen, die nur ZeltarbeiterInnen gewesen wären, und so weiter bis hin zum Messerwerfer oder zu unserer begnadeten Bogenschützin Leonora Kassac. GastkünstlerInnen luden wir lediglich ausnahmsweise ein. Was Leonora betrifft, war sie von Petru, unserem Ex-Polizisten, einmal vor Strafverfolgung geschützt worden. Später schlug er ihr eben die Rennbahn vor. Petru war natürlich sofort zum Geschäftsführer des Vereins erklärt worden. Er organisierte vor allem die Sommertourneen und den Wachdienst für die verwaiste Rennbahn. Er war sich aber auch nicht zu schade, an strengen Wintertagen die Öfen im Saal oder im Zelt zu heizen.

Der *Zirkus Rennbahn* existierte nur 10 Jahre lang. Im Sommer 1982 löste er sich aufgrund zunehmender interner Bedenken gegen das eigene Wirken freiwillig auf. Darauf komme ich später noch zurück. Für diesen Entschluß spielte aber das Betriebsklima in unserem Verein so gut wie keine Rolle. Es war die ganze Zeit geradezu vorbildlich. Als Neunjährige wußte ich das natürlich nur gleichsam instinktiv zu schätzen. Mit den Jahren begriff ich allerdings, in welcher exklusiven Gemeinschaft ich aufwachsen durfte. Zum Beispiel wurde ich nie heruntergeputzt. Ich wurde auch nie abgewiesen, wenn ich Beistand oder Trost benötigte. Bei den Vollversammlungen und Proben herrschte eine knisternde Aufmerksamkeit füreinander vor, gegen die Plenarsäle in Ajaccio, Bern oder Berlin Schlafsäle für Dickhäuter waren. An diesem günstigen Betriebsklima hatte Lore Wallis keinen geringen Anteil.

Meine wichtigsten Ziehväter auf der Rennbahn waren Petru, Pongo und Liam. Petru ging im Gründungsjahr bereits auf die 50 zu. Er hatte sich sofort bereit erklärt, mir in seinem Wohnwagen eine Kammer abzutreten, die er, als eingefleischter Junggeselle, leicht entbehren konnte. Wir sahen uns sowieso nicht oft. Petru saß im VIP-Turm am Schreibtisch oder führte irgendwo draußen Verhandlungen. Zu den Mahlzeiten im Saal erschien er aber meistens pünktlich. Er aß gerne, versicherte er mir einmal, weil Gesundheit und Schöpferkraft nicht aus dem Kopf kämen. Lore Wallis hätte ihm vielleicht widersprochen, doch gerade an deren Yoga- und Meditations-Kurs nahm er stets mit Gewinn teil. Der vielbesuchte Kurs mauserte sich beinahe zum Pflichtfach aller Vereinsmitglieder. Petru gab freilich auch nie seine Schießübungen auf Pistole und verschiedenen Gewehre auf, und das war, im Verein mit dem erwähnten, von ihm eingerichteten Wachdienst, doch recht beruhigend.

Im Gegensatz zu seinem früheren Mitstreiter bei der Kripo Rino Prat nahm Petru trotz seiner Eßlust nie zu. Bei seiner Drahtigkeit hätte er locker bei Pongo & Liam einsteigen können, doch die zogen dann meine Wenigkeit vor, nachdem sie sich von dem Schreck erholt hatten, der ihnen nach meiner Eröffnung in die Glieder gefahren war, ich sei ab sofort ihre neue Akrobatin. Das war ebenfalls ein recht akrobatischer Satz, will mir scheinen. Pongo & Liam trainierten gerade in einer Ecke des Saals, wo sie die Tische beiseite geschoben hatten. „Was denn – *du* ..?!“ machte Pongo große Augen. „Du bist doch nur ein Strich in der Landschaft! Du bist ein kraushaariger, walnußbrauner Molch, den wir von hier aus (über zwei Kilometer) in die Sobrina werfen könnten!“ Da schlug ich blitzschnell ein paar Räder um die beiden, und als ich wieder vor ihnen eingetroffen war, stellte ich mich auf den Kopf und sagte, von hier unten aus könnte man sie natürlich für bärenstarke Kerle halten ... Da blieb ihnen erst einmal die Spucke weg.

Wenige Wochen später stand im Programmheft: *Pongo & Liam, mit Julia Siebenschuh*. Die beiden Blondköpfe waren erst Mitte 20, hatten aber schon in einem kleinen Wanderzirkus auf dem französischen Festland mit Nummern Aufsehen erregt, die kühne Akrobatik stets mit allerlei Possen und Witzen verbanden. Es waren im Grunde Sketche, die unweigerlich für Gelächter sorgten. Da sie von sehr ähnlicher Gestalt waren, arbeiteten die beiden Männer auch gern mit Verwechslungen. Sie führten ihre Sprünge oder Rollen mal im Turnhemd, mal im zwackenden Konfirmandenanzug vor, je nach der Geschichte, die sie gerade zum besten gaben. In der erste Nummer, an der dann ich beteiligt war,

stritten sie sich um die richtigen Methoden, ein „schwieriges“, vor allem ungehorsames Kind zu erziehen. Die Leute lachten sich schief.

Passend brachten Pongo & Liam ihr Französisch mit lustigem Akzent. Oft setzten wir allerdings auf Pantomime, wirkten somit stumm. Meine Partner waren von Hause aus Schweden, sprachen ansonsten fließend Englisch. Der irische Name Liam wird nebenbei wie Liehm ausgesprochen. Wenn Pongo mich einen kraushaarigen, walnußbraunen Molch schimpfte, lag er gar nicht so falsch. Emma hatte mich im Jahr 1963 mit einem „baumlangen Schwarzen“ gemacht, der sich wegen des Vietnamkrieges von den Amis abgesetzt und eher zufällig bei ihr Unterschlupf gesucht hatte. Da geschah es eben. Ich sehe noch das Zittern, das Emma durchlief, als sie mir gegenüber einmal die Liebeskünste des dunkelhäutigen Hünen andeutete. Zu seinem Charakter sagte sie mir lediglich, er sei kein bißchen hinterhältig gewesen. Na, das ist ja schon viel. Seinen Namen verriet sie weder mir noch sonst einem Menschen, behauptete sie. Selbst meinem Stiefvater Marcel Jodelle (der auch schon tot ist) habe sie ihn nie preisgegeben. Bald nach der Zeugung sei mein Vater nach Kuba gegangen. Das ist freilich eher wenig. Von seinem weiteren Schicksal wisse sie selber nichts.

## 5

Was wäre ein Zirkus ohne Musik? Zumal *Rennbahn* auch Varieté oder Kabarett war. Wir brauchten also eine vielseitige und durchaus professionelle Kapelle, und Zach fand sie Anfang 1972 in einem Jazzkeller des Hafenviertels, den er gern besuchte. Es waren sieben Leute, am Schlagzeug sogar eine Frau, und alle sieben hatten keine zwei Wochen später Probezeitanträge bei unserem Verein eingereicht. Jetzt nannte sich die Kapelle kurzerhand *Galopp*. Die Vollversammlung schärfte den Sieben ein, sie hätten nicht nur mit den üblichen Märschen zu glänzen, sondern zum Beispiel auch mit Pferdeäpfel zu jonglieren oder sich beim Zeltaufbau an den Tauen der Masten ins Zeug zu legen. Außerdem hätten sie in der Regel auf elektrische Verstärkung zu verzichten, denn das zählte grundsätzlich zu den Leitlinien unseres Zirkusunternehmens. Selbst Lore Wallis, die Direktorin, arbeitete nur in Notfällen mit Mikrofon oder Megaphon. Die Ränge im Zelt waren so geschickt eingerichtet worden, daß selbst die eher dünnen Bemerkungen des Mädchens Julia Siebensschuh überall trotz Unverstärkung gut zu verstehen waren.

Die neuen ProbezeitlerInnen von *Galopp* bekamen sofort pro Nase ihre eigenen Wohnwagen, denn zu viele MusikerInnen auf einem Haufen, das geht selten gut. Es war

ein Glücksgriff. Der heimliche Chef von *Galopp* war Mario, ein begabter Pianist um 30, der auch viel für die Gruppe beziehungsweise den Zirkus komponierte und arrangierte. Gegen Ende unserer 10 Jahre wurden wir übrigens ein Liebespaar, Mario und ich. Das ist kein Geheimnis. Bald nach der Auflösung erreichte Mario ein „Ruf“ von der Musikadademie in Porto Canto, sodaß ich plötzlich die Geliebte eines Professors war. Das wurde mir freilich nach rund zwei Jahren zu anstrengend, und damit hatte sich meine erste ernsthafte Liebschaft erledigt.

Die korsische Presse sang überwiegend wahre Loblieder auf *Galopp*. Ich entsinne mich noch wie gestern einer Pferdedressur von Lore Wallis, die unsere Kapelle mit dem schmissigen *Mandelay-Song* von Kurt Weill unterlegte, ohne die Worte von Brecht natürlich. Die Pferde schienen geradezu zu tanzen und zu fliegen. Aber Lore konnte auch ganz anders. 1977 stand sie zum Beispiel mutterseelenallein in der Manege und trug das kleine Lied *Am Nil* vor. Die Worte stammten von meinem Stiefvater Marcel Jodelle. Mario hatte sie wunderbar vertont [<https://siebenschlaefer.blogger.de/static/antville/siebenschlaefer/files/no%20nil.pdf>]. Als sich Emma einmal unter den Zuschauern befand, zeigte sie sich von Lores Darbietung zu Tränen gerührt. Ich sah es, weil ich mich vorübergehend neben sie auf einem freien Platz niedergelassen hatte, zum Ausruhen. „Das müßt ihr einmal auf Kasette aufnehmen“, flüsterte sie, „ehe Marcel stirbt.“ Damals war er nämlich schon todkrank.

Nebenbei bemerkt, streift das Liedchen auch die politischen Fragen, die uns gegen Ende unserer Zirkuszeit vermehrt zu schaffen machten. Die Schwalben verlassen zum Frühjahr Afrika, um wie gewohnt in Mitteleuropa zu brüten. Im Herbst kehren sie mit Körbchen in den Krallen zurück, in denen bunte Partyspieße schaukeln. Damit warf sich die Frage auf, ob es in Mitteleuropa noch zulässig sei, die Peitsche des Imperialismus mit Zuckerbrot zu versüßen. Gewiß war das ein altes Problem, wie ich inzwischen weiß. Doch im Jahr 1982 rüttelte es eben an den vier Masten unseres Zirkuszelts.

Ich kann hier nahtlos mitteilen, wie es unserem Geschäftsführer Petru Belmosto nach der Auflösung des *Zirkus Rennbahn* erging. Er hatte sich entschlossen, mit ein paar Kampfgefährten heimlich in einem lateinamerikanischen Land einzureisen, wo gerade Generale von US-Gnaden am Ruder standen. Die neuen Kämpfer aus Europa schlossen sich einer Partisanengruppe an. Sie wurden nie wiedergesehen. Vermutlich waren sie bei Gefechten getötet worden, schlimmstenfalls aber erst nach einigen Folterungen in Gefangenschaft.

Von Petru stammte auch die Idee mit den Taschendiebstählen. Das kam folgendermaßen. Emma sah selten fern, hatte nun aber einen Auftritt des deutschen Zauberers Alexander Adrion verfolgt, und zwar mit Staunen. Der hochgewachsene, smarte Magier war in Petrus Alter. Emma erzählte von dem Auftritt und erwähnte auch, der Mann sei offenbar unter anderem ein ausgefuchster Taschendieb. So, so, erwiderte Petru, aber sicherlich teuer! Das räumte Emma ein. Aber schon hatte Petru die Erleuchtung gehabt. Er sagte: „Rufe ihn an, als Schweizerin sprichst du ja wohl deutsch. Wir könnten oder wollten ihm zwar keine Gage zahlen, wären jedoch imstande, ihm zu einer neuen Nummer zu verhelfen, die seinen allgemeinen Marktwert jede Wette steigern würde. Also paß auf! Du erklärst ihm, er habe am Schluß seines Auftritts mit Hilfe von etlichen Freiwilligen aus dem Publikum noch eine Sondernummer zu bieten. Der Witz dabei ...“

Adrion war nach gewissen Einwänden, die Emma mit Petrus Hilfe entkräften konnte, einverstanden. Er hatte anfang vor allem befürchtet, die Bestohlenen könnten sich bloßgestellt und beleidigt fühlen. Dazu winkte Petru nur ab. „Sag diesem deutschen Biedermann, wir sind hier in Korsika! Da ist man gelegentlich ganz gern bereit, sein National-, Ehr- und Sonstwas-Gefühl sausen zu lassen, wenn der Angriff mit Witz und Schläue vorgetragen worden ist. Diese Kampfleistung wiegt dann die Kränkung locker auf.“ Adrion hatte längst Blut geleckt und ließ sich breitschlagen. Emma hatte ihm ja auch verschiedene Unterlagen über unser Projekt geschickt, darunter einen Korrespondentenbericht der *Frankfurter Rundschau*, den er sogar ohne Hilfe eines Übersetzers lesen konnte. So reiste er im April 1979 an und ließ sich dann zunächst für seine gewohnten Zauberkunststückchen feiern. Es war unsere erste Vorstellung nach der Winterpause – die übliche „Generalprobe“ für die bevorstehende Sommerrundreise.

Die Jahreszeit war für Adrions abschließende „Sondernummer“ durchaus günstig, weil die männlichen Zuschauer fast durchweg in Anzug- oder sonstigen Jacken erschienen. Der eine oder andere hatte seine Geldbörse vielleicht in der Arschkappe seiner Hose stecken. Um dem Vorwurf von Schiebung bei der Auswahl der Freiwilligen, also von Absprachen vorzubeugen, hatten wir eine Polizeiwachtmeisterin vom Fohlenmarkt gebeten, die Rolle der einzigen Dame zu übernehmen. Juliette stand allerdings der *AL* nahe. Adrion erklärte dem Publikum radbrechend, jetzt gehe es darum, seinen Auftritt mit einem *Gruppenbild mit Dame* zu krönen, nach dem bereits berühmten Roman Heinrich Bölls von 1971. Das war selbstverständlich nur ein fadenscheiniger, völlig unerheblicher Vorwand. Als er mit Hilfe der uniformierten Juliette 11 Zuschauer beisammen hatte, befaßte er sich recht umständlich damit, die Freiwilligen und die Polizistin in der Manege

möglichst vorteilhaft vor dem Kamerastativ unseres Hausfotografen Lambert zu postieren. Der Magier strich um die Leute, betatschte und verrückte sie natürlich auch und sparte nicht mit Scherzen. Nach ungefähr zwei Minuten baute er sich selber neben dem Stativ auf und verkündete, Lambert würde nicht eher auf den Auslöser drücken, bis alle 11 Herren eine Spende von je einem Franc für die Miete der städtischen Polizistin locker gemacht hätten. Schließlich sei dem anarchistisch gestimmten *Zirkus Rennbahn* nicht zuzumuten, Steuergeld zu verschwenden, wie es sonst alle Welt täte, jedenfalls in den obersten Rängen der Gesellschaft. Alles lachte. Die Freiwilligen stimmten ins Gelächter ein, während sie schon beflissen ihre Brieftaschen oder Geldbörsen zückten. Das heißt, drei von ihnen zückten sie *nicht*. Sie machten vielmehr lange Gesichter.

Das war Adrions Augenblick. Er bedeutete Lambert, auf den Auslöser zu drücken, ging zur Gruppe, kramte lässig sein Diebesgut aus seinem Smoking und hielt es den drei bestohlenen Männern vor die Nase. Sie wirkten teils verblüfft, teils erleichtert. Adrion erstattete ihnen das Diebesgut gönnerhaft zurück und reihte sich für das letzte Foto auch selber in der Gruppe ein. Das Publikum johlte. Drei verschiedene Fotos waren am übernächsten Tag in der *Balange-Post* zu sehen. Dafür hatte natürlich Zach gesorgt.

Der Schwachpunkt von Petrus Einfall war zugleich dessen Stärke. Man konnte die „Sondernummer“ nur einmal bringen, weil die designierten Freiwilligen sonst gewarnt gewesen wären. Alexander Adrion war somit für lediglich eine Abendvorstellung von Köln nach Korsika gereist. Die Fahrtkosten und ein paar andere Spesen übernahmen wir immerhin. Er bestätigte uns bald darauf brieflich, die „Sondernummer“ hätte auch in der mitteleuropäischen Presse eingeschlagen und ihn ohne Zweifel nicht ärmer gemacht. Anbei ein Scheck über 3.000 Franc. Der hilfreiche Magier starb 2013 mit knapp 90 Jahren.

## 7

Den Magier Adrion hatten wir in einem Gastzimmer in unserem VIP-Turm einquartiert. Als Petru um Nachsicht bat, weil unsere Gästzimmer und selbst unsere zahlreichen Wohnwagen kein Fließend-Wasser und kein exklusives Klo zu bieten hatten, winkte er ab. Er benötige keinen Luxus. Er war in der Tat ein bescheidener Künstler, trotz seines Ruhms. Im Gegenteil, meinte er später bei einem Rundgang über den Platz, wenn der Planet Erde nicht an den ewigen Kriegen und der Atombombe zugrunde gehe, dann aber garantiert an seinen Großstädten und an den großen Ansprüchen, die fast jeder Zweibeiner hinsichtlich seines sogenannten Lebensstandards stelle. Das sei ja der reinste Raubbau – und dagegen

gehalten sei ein leidenschaftlicher Taschendieb ein völlig unbedeutender Holzwurm. Dabei klopfte Adrion mit dem Fingerknöchel gegen einen Wohnwagen, den er mit Petru und Lore gerade gestreift hatte. Zufällig war es der von der westfälischen GutsbesitzerInnen-tochter Mechthild, die vorwiegend unsere Pferde und deren Ställe oder Wagen betreute. Entsprechend duftete sie mal nach Pferd, mal nach den Äpfeln vom Pferd. Sie schaute auch gleich aus der Tür, weil es schließlich geklopft hatte, und dann lud sie Adrion zu einer Besichtigung ein. Das gefiel ihm. Ihr Wagen hatte sogar einen langgestreckten niedrigen „Dachreiter“ mit beiderseits gleichfalls niedrigen Oberlichtern. Das war vor allem für geringen Stromverbrauch (Lampen) und die Belüftung des Wagens günstig. Nur hatte er eben kein Klo.

Was die Wasserversorgung angeht, hatten wir sie von Anbeginn auf das Tribünengebäude und das ehemalige Wetthäuschen beschränkt. Dieses war zum Klo- und Duschhaus umgebaut worden und hieß deshalb nur noch „Wasserschlößchen“. Beide Gebäude wurden, sobald erforderlich, mit großen Kachel- oder Eisenöfen beheizt. In Porto Canto hatten wir freilich sehr selten Schnee oder gar Frost. Auf der Rennbahn von Berlin-Hoppegarten wären die Winter erheblich kostspieliger geworden. Damals lag sie freilich noch im „Ostblock“. Benötigten unsere WagenbewohnerInnen Wasser, bequemten sie sich eben mit einem Kanister zu den genannten beiden Gebäuden. Dafür hatte sie nicht die Sorge, ihr häusliches Wasser könne einfrieren. Ihr bißchen Abwasser kippten sie wahlweise aus der Tür oder in den nächsten Gully.

Apropos. Auf den Plätzen unserer sommerlichen Gastspielorte hatten wir je einen Toiletten- und einen Duschwagen. Die durften wir mit örtlicher Behörden-Genehmigung an die jeweilige städtische Kanalisation anschließen. Das Frischwasser bezogen wir aus den vorhandenen Hydranten. Sie waren dann mit einem sogenannten Standrohr mit Zähler versehen. Auch für das Standrohr war „natürlich“ Miete fällig.

Da wir keine Kredit- oder Hypothekenverpflichtungen hatten, waren „die Finanzen“, bei unserer Anspruchslosigkeit, nie ein Problem für uns. Unser guter Zuschauerschnitt brachte genug Eintrittsgeld und Spenden ein, um die laufenden Betriebskosten zu decken und neue Wagen, Pferde, Zugmaschinen oder sonstwas anzuschaffen. Jedes Vereinsmitglied hatte Bankvollmacht, aber nicht eins von ihnen mißbrauchte sie jemals. Benötigte einer ein paar Franc für neue Unterwäsche, einen Herzenswunsch oder auch nur einen Stadtbummel, bediente er sich bei der „Tageskasse“, die winters in Petrus Turm-Büro, sommers in seinem Wagen stand. Man mußte die Entnahme lediglich eintragen. *Ich* hatte übrigens bis 1981 weder Bankvollmacht noch Vetorecht. Das lag natürlich an meiner sogenannten Minderjährigkeit. Aber ich hatte eine wohlhabende und großzügige Mutter,

die sich eines Tages von mir bequatschen ließ, ein Gepardenbaby zu bezahlen. Das war nicht billig. Und nicht ungefährlich.

Falls Sie es nicht schon wissen: Emma Siebenschuh, meine Mutter, war Uhrmacherin, Erfinderin und schließlich Gründerin und Teilhaberin einer kleinen, inzwischen gut eingeführten Schreibmaschinenfabrik, die eben, wie sie, *Emma* hieß. Zunächst in Genf ansässig, saß das Unternehmen nun im Hafenviertel von Porto Canto. Gewiß hatten sie und ihr Teilhaber, ein Ingenieur, bereits den Gegenwind um die Nase, der von der inzwischen angebotenen neuen „Digitalisierung“ ausging. Sie wußten, in wenigen Jahren schreibt alle Welt nur noch am Computer, wenn überhaupt. Heute schreibt ja meist schon der Roboter, nicht die Welt. Aber soweit es Emma betraf, hatte sie keine Angst zu verhungern, obwohl sie nie im Traum daran gedacht hätte, statt *Emma*-Schreibmaschinen *Emma*-Laptops herzustellen. Sie hatte jedoch 1. gute AnlageberaterInnen gefunden, darunter den Grafen, und 2. mit Marcel Jodelle einen vergleichsweise erfolgreichen Schriftsteller geheiratet. Dessen Bücher allein würden genügen, Gattin und Stieftochter über Wasser zu halten, jedenfalls, solange diese im Kapitalismus zu leben hatten.

## 8

Als wir zum ersten Mal unsere IndianerInnen-Nummer darboten, war ich 13. Ich hatte inzwischen auch Messerwerfen geübt und sah in dieser Disziplin gegen Pongo und Liam nicht gar zu alt aus. Ab und zu traf ich natürlich noch vorbei, aber das war in diesem Fall nicht schlimm, weil die drei Custers sowieso sterben sollten. Lore, unsere Direktorin, deutete den geschichtlichen Hintergrund in einer gewohnt kurzen, trockenen Ansage an. Im Sommer 1876 (vor 100 Jahren) hatten die Yankees ausnahmsweise einmal den Kürzeren gegen die PrärieindianerInnen gezogen, nämlich in der berüchtigten *Schlacht am Little Bighorn River* im heutigen Staat Montana. Anführer der fünf Kompanien der US-Army waren just die Gebrüder und Offiziere George Armstrong, Thomas und Boston Custer. Alle drei waren noch keine 40. Alle drei fielen – das jedoch gefiel uns nicht. Wir wollten sie erst einmal an den Marterpfahl binden und eben mit Messern bewerfen. Zu diesem Zwecke hatten wir drei aufblasbare Puppen anfertigen lassen und durch ein bißchen Schnurrbart und unterschiedliche Kopfbedeckungen als die drei Custers kenntlich gemacht. Wichtig war nur, daß wir den „General“ Georg Armstrong Custer bis zuletzt am Leben ließen, denn das gehörte zur Pointe. Deshalb warf ich immer nur auf die beiden anderen Hohlköpfe, und falls ich versagte, knallte und zischte es, und sie sanken in ihren

Fesseln am Marterpfahl in sich zusammen. Pongo durfte auch auf den General werfen, weil er in dieser gemeingefährlichen Kunst ein absolutes As war. Stand schließlich nur noch der von Messern umsäumte General am mittleren Marterpfahl, war es meine Rolle vorzugeben, der müßte jetzt aber auch sterben und mich entsprechend zum Werfen aufzubauen. „Bist du verrückt!“ rief dann Liam und schickte sich an, mich zu entwaffnen. „Den lassen wir schön übrig für das Picknick am Sonntag, da wird er gebraten!“

Daraufhin war es meine Aufgabe, nicht etwa ein Messer, vielmehr Liam zu werfen, sodaß er jämmerlich vor der Manegenbande im Sand aufschlug. Das hatten wir lange geübt. Wir kannten den fernöstlichen Trick, den Arm des Angreifers so zu ergreifen, daß man den Burschen (Liam) über den eigenen gekrümmten Rücken zieht (also über meinen) und dergestalt auf der anderen Seite zu Boden gehen läßt. Gewiß hätte das nicht jede 13jährige geschafft, aber ich muß sagen, damals war ich bereits topfit. Liam rieb sich jedesmal verdutzt verschiedene Körperstellen und versäumte es auch nicht, das Beutelchen mit Theaterblut zu zerbeißen, das er in der Mundhöhle aufbewahrt hatte. Die Menge schrie auf, tobte, lachte, je nach Temperament.

Die Pointe kam erst, nachdem sich Liam mit Pongos Hilfe wieder aufgerappelt und die Menge sich etwas beruhigt hatte. Durch den Kampf waren wir drei Akrobaten ja gleichsam aus der idealen Wurf- oder Schußbahn vor der rückwärtigen Palisadenwand geraten. Plötzlich schrieen die hysterischsten Weiber schon wieder auf! Es hatte geknallt, General Custer sank in Plastikfetzen zu Boden, und im Marterpfahl zitterte der Pfeil, der von den hintersten und damit obersten Rängen abgefeuert worden war. Das war Leonora Kassacs Glanzstück. Die Entfernung zwischen ihr und dem Marterpfahl betrug immerhin mindestens 35 Meter, darauf hatten wir geachtet. Jetzt kam die athletische, braungelockte und nebenbei vollbusige Frau Mitte 40 federnden Schrittes, den Bogen in einer Hand, mit der anderen lässig winkend, zu uns in die Manege gestiegen und ließ sich feiern. Wie sich versteht, hatte sie sich a lá Winnetous Schwester Nscho-tschi verkleidet. Ich nehme an, jeder dritte Kerl aus dem Publikum verzehrte sich mindestens noch die ganze Nacht nach ihr. Dabei war sie lesbisch!

Hatte sich der Beifall gelegt, schwenkte *Galopp*, unsere Kapelle, von der Kampf- und Jubelmusik auf die Einleitung eines Liedes ein, das Mario einmal einem Straßenmusiker in Montpellier für einen Apfel und ein Ei abgekauft hatte. Das Stück „Gold“ war vielleicht kein besonders glänzender Wurf, doch die musikalische Laiin Leonora trug es spitzbübisch genug vor, um den ganzen Zirkus zum Schmunzeln zu bringen. Hier steht es: <https://siebenschlaefer.blogger.de/static/antville/siebenschlaefer/files/gold.pdf>.

Zugegeben, es gab immer ein paar biedere, manchmal auch besonders kritische Lands- oder Presseleute, die sich über Verantwortungslosigkeit, vor allem „Kindesmißbrauch“ beim *Zirkus Rennbahn* erregten. Aber in dieser Hinsicht hatten wir sogar „das Gesetz“ oder zumindest die zuständigen Leute im Kreisratsamt auf unserer Seite. Nebenbei bemerkt, stammten diese zu einem guten Teil bereits von der *AL*: von dieser Nichtpartei, die emsig Flammendes auf *Emma*-Schreibmaschinen zu Papier brachte. Kinderarbeit war in Frankreich keineswegs ausnahmslos verboten; das betraf vor allem die Artistenbranche. Man mußte lediglich maßhalten und sich hin und wieder kontrollieren, in üblen Fällen auch bespitzeln lassen. Was uns angeht, sorgten wir aber schon selber dafür, unsere mitarbeitenden „Minderjährigen“ nicht zu überfordern oder gar ihre Gesundheit für den Rest des Lebens bis ins Mark zu verderben. Das Gesamtrisiko trugen sie allerdings mit. Sonst hätten sie sich Kramläden statt Zirkuszeltel als Garagen ihrer Wiegen ausgesucht.

Was mich betrifft, habe ich jetzt die 60 überschritten, werde jedoch nach wie vor nie von Bandscheibenquietschen oder rheumatischem Reißen geplagt. Als ich in meinem 18. Lebensjahr stand, versicherte ein Korrespondent von *Le Monde* seinen Lesern, Julia Siebenschuh, mit Neun auf die *Rennbahn* gekommen, sei das blühende Leben selbst. Da er auch ein Foto brachte, durfte ich mich wieder einmal geschmeichelt fühlen. Leonoras pralle Brüste habe ich zwar nicht zu bieten, doch meine Zwergformen scheinen derart spitz zu sein, daß sie die Männer meiner jeweiligen Altersklasse reihenweise mit unstillbarer Begierde impfen. Das ist zuweilen sogar lästig. Vielen komme ich wegen meiner hellen Schokoladenhaut als besondere Süßspeise vor. Die Pressefritzen fühlten sich mal an feurige indische Schlangentänzerinnen, mal an sogenannte Zigeunerinnen erinnert. Das ist inzwischen allerdings Geschichte.

Im übrigen gelte ich freilich auch als durchaus helles Köpfchen, was ich eigentlich nur unseren gemeinschaftlichen Erörterungen und unserem sogenannten *Schulwagen* verdanken kann. Der ist „fahrendem Volk“, also etwa Zirkussen, gestattet, wenn es zu umständlich oder lückenhaft wäre, die Kinder auf die üblichen staatlichen oder privaten Lehranstalten zu schicken. In diesen Fällen muß der Zirkus aus eigener Schatulle einen Lehrer anheuern, der die eigene Brut einigermaßen regelmäßig in jenem Schulwagen unterrichtet. Wir auf der *Rennbahn* brauchten unseren Schulmeister Albert Schumolia noch nicht einmal bezahlen, weil er gleich im Gründungsjahr dem Verein beigetreten war. Ihn hatte Petru angespitzt, der ihn einmal fast verhaftet hätte, weil Schumolia (angeblich)

aus seinem Wohnzimmerfenster auf den Verstärker einer unmöglichen einheimischen Ragtimeband geschossen hatte. Er gehörte damals bereits dem Sportschützenverein an, weil er von Hause aus Turnlehrer war. Ansonsten hatte er am Gymnasium von Porto Canto alles mögliche unterrichtet, unter anderem Marx und Bakunin. Die *AL* wollte ihn ins Schulamt des Kreises hieven, doch er zog die Rennbahn vor. Dort stand sein Wohnwagen fast am östlichen Maschendrahtzaun in einem Gehölz versteckt. Er besaß nach wie vor einen gültigen Waffenschein für diverse Pistolen und Gewehre – und auch die Waffen selbst. Und wie es der Zufall so wollte, kam mir sogar seine Meisterschaft im Schießen noch zugute, wenn es auch etwas weh tat.

Einen guten Teil der bekannten Zirkusgefahren schaltete *Rennbahn* aus freien Stücken aus, als sich die ersten Kommunarden darauf einigten, weder Luft- noch Raubtiernummern ins Programm zu nehmen. Selbst die Pferdedressuren stoßen bei nicht wenigen Kommunarden bis heute auf Vorbehalte. 2018 wurden sie sogar bei dem prominenten deutschen Zirkus *Roncalli* abgeschafft, las ich einmal in der Zeitung. Nebenbei verringert der Verzicht auf sonderbar kostbare Tiere sowohl die Futterkosten wie den Aufwand beim Transport. Durch Petrus Idee mit dem Fährschiff erübrigten sich außerdem eine Menge Zugmaschinen, wie ich vielleicht einmal erwähnen sollte. Statt jeden Wagen einzeln über die nächsten 30 Kilometer zu schleppen, werden sie jetzt von ein paar Traktoren nacheinander kurzerhand vom jeweiligen Hafen zum jeweiligen Zirkusplatz der Hafenstadt gezogen. Das dauert allenfalls zwei oder drei Stunden.

Unsere einzige Luftnummer führte Seiltanz vor und darf sicherlich harmlos genannt werden. Das Seil war in lediglich 2 Meter 50 Höhe gespannt. Pongo steht schlotternd an der Leiter und jammert dem Publikum vor, jetzt müsse er auf die andere Seite. Die Israelis hätten die wichtigste Brücke über den Mississippi in Florida mit einer Tarnkappen-Atombombe zertrümmert. Offiziell hatten sie ja nie Atomwaffen. Pongo deutet mit zitterndem Arm in den Sand, wo Liam und ich bereits zum Lachen herumscharwenzeln und radbrecht: „Ist sich schon voll Krokodil, alle radioaktiv bis zum Gehtnichtmehr, sehr gefährlich!“ Die Direktorin macht ihm Mut; so schlottert er endlich über die Hälfte des Seils. Daß er bereits bei diesem Schlottern nie herunterfiel, ist auch schon ein Wunder. Wir konnten ja keine Balancierstangen einsetzen. Dann jedoch muß ich ran. Ich erklimme die andere Leiter und fauche Pongo an, er möge gefälligst Platz machen, ich hätte mein Pausenbrot vergessen. Prompt dreht er seine Hand vor der Stirn und höhnt: „Was sagst du, schlaues Boot ..? Du vielleicht durchgedreht ..?“ Na, um es kurz zu machen, ich versuche, mich an ihm vorbei zu zwängen, kneife ihn dabei tüchtig, aber bei dem ganzen Gerangel fällt er immer noch nicht herunter, obwohl Liam ihn, notfalls auch mich,

hilfsbereit aufgefangen hätte. Die Lösung des Konflikt besteht dann darin, daß ich Pongo überrede, lieber kehrt zu machen, und auf seine Schultern klettere, um dort bequem zu sitzen. So balancieren wir zu der ersten Leiter zurück, ich sporne Pongo mit Fersentritten in die Seiten an und verheiß ihm nachäffend: „Gibt sich schönes Pausenbrot für Pongo! Alles voll *Nutella*, dick wie Schuhsohle draufgepackt! Macht Pongo blitzschnell tot, damit er nie mehr Angst hat!“

Einmal bin ich bei dieser Nummer von Pongos Schultern gefallen, sodaß mich Liam tatsächlich auffangen mußte. Nur haben die Leute da noch mehr gejoht, weil er mich gleich gedrückt und geknutscht hat, der Schlawiner.

## 10

Nach sieben Jahren bekamen wir dann doch noch einen Käfigwagen, nämlich für meinen Gepard. Es war ein Weibchen, das ich *Doris* nannte. Aber welcher Aufstand, bis mir diese Gefährtin zugestanden wurde! Eine Arbeitsgruppe tagte, fünf Papiere für und wider wurden verfaßt, zwei Gutachten eingeholt, und die entscheidende Vollversammlung war beträchtlich hitziger als die Redeschlachten im Londoner Unterhaus, die um diverse Kolonialfragen ausgetragen wurden.

Die schlanke, langschwänzige, hochbeinige und kleinköpfige Raubkatze *Gepard* wurde schon im Altertum gern von den Fürsten zur Jagd verwendet, weil sie sich vergleichsweise leicht zähmen ließ. Aus demselben Grund wurde sie später von Zirkus-Dompteuren verschmäht. *Hatte* man sie gezähmt, waren Rückfälle, die dem Halter einen Arm oder das Leben gekostet hätten, ziemlich unwahrscheinlich. Diese reizenden Tierchen sollen sogar eine eingebaute Tötungshemmung gegen „Schwächlinge“ aufweisen. Um es mit einem erst 2019 erschienenen Artikel von Helmut Höge zu sagen: Dem Zoologen Vitus Dröscher zufolge sei der Gepard „von seiner Gemütsverfassung her absolut unfähig, ein Lebewesen, gleich welcher Art, das nicht vor ihm flieht, mit Tötungsbiss anzugreifen“. Man habe es mit einem „moralanalogen Prinzip der Schöpfung zu tun“. Ein Gepard würde nie einen Menschen angreifen, denn der bringe es fliehend höchstens auf 37 Stundenkilometer, was für den Gepard, der bis zu 120 schaffe, „so gut wie Stillstand“ sei. Soweit Höge. *Nur ruhig Blut!* wurde deshalb zu meinem obersten Gebot. Freilich muß man auch an kaum vorauszusehende unliebsame Zwischenfälle, gar Provokationen denken. Folglich mußte Doris eben in den Käfigwagen, und wenn wir auf dem Platz spazieren gingen oder trainierten, hatte sie stets sorgfältig angeleint zu sein. Auch für unsere Auftritte in der

Manege wurde eigens ein hoher Gitterzaun angeschafft. Dafür brauchte ich dann keine Leine. So schwor ich es jedenfalls, und im Grunde behielt ich auch recht.

Kaum hatte Pongo beobachtet, wie ich Doris „abrichtete“, als ob sie nur ein Deutscher Schäferhund sei, fielen ihm verschiedene Visionen von Zirkusauftritten mit der interessanten Raubkatze an. Zum Beispiel dachte er daran, ich könne mich vielleicht als unsere Bühnenbildnerin ausgeben, eine Staffelei anschleppen und Doris bitten, mir in dem Manegenkäfing Modell für ein Porträt zu sitzen. Die Mißverständnisse, Neckereien oder Beschimpfungen zwischen Malerin und Modell lagen auf der Hand. Als wir uns einmal in dem Wohnwagen berieten, den sich meine beiden Mitstreiter teilten, zog Pongo ein bebildertes Geschichtsbuch hervor, um mir Jakob Seiseneggers *Bildnis Kaiser Karls des V.* zu zeigen, das ihn beeindruckt hatte. Das Gemälde stammte von 1532. Es war tatsächlich in ausschließlich bräunlichen Tönen gehalten, was ja durchaus zur mir paßte. Zu dem erlesen aufgebauchten Kerl, der sich Kaiser nennen ließ, schaute eine gleichfalls braun gefärbte Art von Dogge empor, die an seiner Seite hockte, offenbar sein Lieblingshund. Während Karl sie gönnerhaft mit der Linken im Nacken kraulte, schnüffelte sie mit ihrer langen Schnauze beim Anhimmeln an so einem merkwürdigen Schächtelchen herum, das Karl vor seinem sogenannten Schritt trug. Das hatten wir bei Schumolia in unserem Schulwagen noch nicht gehabt. Ich tippte mit dem Finger darauf und wollte von Pongo wissen, was für ne komische Schachtel das sei. „Das ist eine *Schamkapsel*, liebe Kollegin“, belehrte mich Pongo unter Kopfkratzen. „Das mußten damals alle Edelmänner tragen, damit man ihnen nicht so leicht an den Pimmel gehen konnte, du verstehst ..?“ – „Ach so ist das ... Und wenn seine Dogge daran schnüffelt, holt er den Pimmel heraus, damit sie daran lecken kann, habe ich recht?“ – „Na na na“, kicherte Pongo. „Du bist erst 14, Kollegin! Hoffentlich hat uns keiner belauscht ...“

Diese Idee mit dem Malen war uns denn doch zu heiß, und so einigten wir uns schließlich auf eine Stierkampf-Nummer. Darauf waren wir durch Albert Prat gekommen, den Sprößling des dicken Kriminalhauptmeisters Rino Prat. Albert und ich waren nahezu gleichaltrig. Er trieb sich neuerdings öfter auf der Rennbahn herum, weil er sich eine Laufbahn als Artist erhoffte. Eigentlich war es sein Herzenswunsch gewesen, Stierkämpfer zu werden, doch den hatte ihm sein Erzeuger geduldig ausgeredet. Albert war ein schlaksiger, aufgeweckter, auch Scherze liebender Junge, und als wir ihm unsere Idee unterbreiteten, war er natürlich Feuer und Flamme. Dann wurde sie sogar von der Vollversammlung genehmigt, weil sich Ex-Kommissar Petru Belmosto und Sportschütze Albert Schumolia bereit erklärten hatten, währen der Nummer Wache zu stehen. Danach mußte sich einer von ihnen stets mit eingesteckter Pistole am Käfigzaun bereit halten, um

notfalls eingreifen und Unheil verhüten zu können. Der Zaun besaß zwei verriegelbare Türen. Wir führten die Nummer bei der Sommertournee dreimal erfolgreich auf, dann mußten wir sie wegen eines Betriebsunfalls streichen. Sie ging folgendermaßen.

Julia geht mit der unangeleiteten Doris in der Manege spazieren. Das Tier mag überfüttert sein, droht es doch schon fast im Schlurfen einzuschlafen. Da erhebt sich von den Rängen her eine laute Jungenstimme. „Hallo Tussi, was hast du dir denn da für eine müde Töle angeschafft?“ höhnt Albert. „Oder ist es ein kastrierter Bulle? Also, paß schon auf, ich kann die Töle gleich mal fertigmachen, denn ich bin ein großer Stierkämpfer, falls du es noch nicht weißt!“ Dabei zwängt er sich bereits durch die Leute zur Käfigtür vor. An seinem Gürtel schaukelt eine Fahrtenmessenger tasche, wie man sie von Pfadfindern kennt. Julia erwidert: „Na, wie du meinst, Prahlhans, ich mache dir auf.“ Während sie den Türriegel zurückzieht, geht Albert bereits übertrieben in Kampfstellung und zückt ein rotes Tuch aus seiner Hosentasche. Kaum steht er drin, fängt er mit seinem Tuch zu wedeln an und ruft der getüpfelten Raubkatze, die im Hintergrund brav auf einem Thrönchen hockt, unflätige Worte zu, um sie vielleicht noch mehr zu reizen. Was jedoch geschieht? Gar nichts. Doris blinzelt nur schläfrig, gähnt sogar herzhaft (nicht so leicht einzuüben!) und läßt sich von Julia durch versteckte Hand- und Daumenbewegungen klarmachen, der Kerl mit dem roten Taschentuch habe ohne Zweifel eine Meise.

An dieser Stelle trat in der vierten Vorstellung die alle überraschende Unterbrechung. Ich deute aber noch kurz an, wie die Nummer eigentlich ausging. Als Julia die herausfordernden Albernheiten von Albert zu weit gehen, stellt sie sich ihm jäh per Handstand in den Weg. Den beherrschte ich selbstverständlich schon seit Jahren. Nun mußte ich mich allerdings etwas schief legen, um meine Unterschenkel abwinkeln und wie zwei Hörner auf den Prahlhans richten zu können. Füße gestreckt, den Blick naturgemäß zum Boden gewandt, gehe ich auf zwei Händen langsam und bedrohlich auf ihn zu. Da packt ihn genauso jäh die Angst. Er läßt sein Tuch fallen, brüllt „Hilfe, ein wilder Stier!“ und rennt zur Käfigtür, um sie gerade noch rechtzeitig hinter sich verriegeln zu können. Das Publikum lacht natürlich längst, und als Albert in das Gelächter einstimmt und ergeben seine Hände hebt, prasselt auch der Beifall. Albert begab sich jedesmal gern in den Käfig zurück, nahm mich bei der Hand, und so verbeugten wir uns einmütig. Doris saß derweil nach wie vor hinter uns auf ihrem Thrönchen – und gähnte. Auf einem Foto in der *Balange-Post* war das deutlich zu erkennen.

Wie sich herausstellte, hatte die Gattin eines 32jährigen, der zu den Zuschauern der vierten Vorstellung zählte, soeben einen Jungen geboren. Der Gatte und seine Kumpels hatten Sekt ins Zelt geschmuggelt und waren bereits angetrunken, als wir die Stierkampf-

Nummer brachten. Als Albert nun sein rotes Tuch zog und meine brave Freundin Doris zu reizen versuchte, passierte es. Die Angetrunkenen hatten sich offensichtlich über eine neue Flasche Sekt hergemacht. Zunächst knallte es, dann johlten sie dem vermeintlichen Stierkämpfer zu. Schon bei dem Knall war Doris zusammengefahren. Dieses Geräusch kannte sie noch nicht. Und dann kam auch noch eine ausgetrunkene Weinflasche in den Käfig geflogen, der zur Zeltkuppel hin ja offen war. Die Flasche plumpste Doris genau auf eine Pfote. Auch das hatten wir noch nie geübt. Jetzt sah sie in der Tat rot, schüttelte sich und eilte durchaus bedrohlich auf Albert zu. Immerhin kam nun der zweite Knall. Sportschütze Schumolia, an diesem Abend unser Leibwächter, hatte durch den Zaun auf meinen wütenden Gepard geschossen. Er traf das Tier im Sprung; es fiel wie ein Sack in den Manegensand – es war auf der Stelle tot.

## 11

Die vielfältigen Nachwehen dieser befremdlichen Geburtsfeier kann sich wohl jeder vorstellen. Ich selber war untröstlich und für mindestens zwei Tage zu nichts mehr zu gebrauchen. Albert wurde seelisch von seinem Vornamensvetter Schumolia verarztet, der ja unter anderem Pädagoge war. Die Vorstellung wurde für rund 20 Minuten unterbrochen. Petru und ein paar andere Zirkusleute nahmen die vier angetrunkene Männer fest und sperrten sie erst einmal behelfsmäßig in Doris' Käfigwagen, den das Tier ja ohnehin nicht mehr benötigte. Von der Polizei des betreffenden Hafenstädtchens erschienen zwei Beamte, die ihre Personalien aufnahmen und sie dann mit einigen Ermahnungen nach Hause schickten. Lore Wallis redete mit Engelszungen auf das Publikum und insbesondere die anwesenden LokalreporterInnen ein und bat darum, die Sache nicht ungebührlich aufzubauchen. Und dergleichen mehr.

Ende 1981, als bereits unsere Auflösung in der Luft lag, kam niemand von uns auf den Gedanken, den Vorfall mit der Gepardin in die Waagschale zu werfen. Er spielte keine Rolle. Wichtig waren vor allem die schon angedeuteten sozialpolitischen Bedenken. Wir machten Klamauk – und die satten BürgerInnen klatschten auch noch dazu. Unterdessen drehte sich die Welt der kapitalistischen Warenproduktion und des Betruges schön weiter wie bisher. Tatsächlich glaubten damals noch viele von uns daran, man müsse und könne ihr tüchtig Knüppel in die Speichen stecken, nur nicht unter Zirkuskuppeln. Das legte sich mit den Jahren. Die „grünen“ Parteien mauserten sich dann zu Kriegstreibern und Steuerleuten am Staatsruder, während die Anarchisten, eingeschüchtert und zerstritten, so

gut wie von der Bildfläche verschwanden. Selbst in ihrer Hochburg Porto Canto muß man sie heute mit der Lupe suchen. Sie üben irgendein halbwegs „gesundes“ Handwerk aus und verdienen wie alle Welt Geld. Auf der Rennbahn betreiben sie seit 1982 einen inzwischen recht großen Zimmereibetrieb, der vornehmlich Wohnwagen nach Maß herstellt und Fachwerkgebäude saniert. Kein schlechtes Geschäft. Damals wurde jedes Vereinsmitglied mit rund 14.000 Franc abgefunden, während das Gelände jenem Kollektivbetrieb überschrieben wurde. Die meisten abgeheuerten Zirkusleute gingen aufs französische Festland.

Für die Anarchisten waren die Rolle des Geldes, im Grunde also des Tausches und der Wertform, sowie die Abschaffung der kapitalistischen Warenproduktion und des Tauschhandels immer das A & O des Befreiungskampfes gewesen. Heute jedoch verschwendet so gut wie jeder „Alternative“ nicht den geringsten Gedanken daran. Kürzlich schmunzelte ich etwas melancholisch, als ich nach langer Zeit erneut Egon Friedells um 1930 erschienene *Kulturgeschichte der Neuzeit* las. Nachdem er den Übergang von der Goldwirtschaft zum Bank- und Buchgeld gestreift hat, läßt der Wiener Amateurphilosoph [in der einbändigen Dünndruckausgabe von 1974 (München) auf S. 1033–37] immerhin noch ein paar lesenswerte blumige Verdammungen gegen das Geld vom Stapel. „Und gerade vor diesem wesenlosen Nichts fand jetzt ein allgemeiner Kniefall der Menschheit statt, seine Erringung wird nicht bloß eine Sache des guten Gewissens, sondern des rastlosen Ehrgeizes, der leidenschaftlichen Liebe, der religiösen Inbrunst.“

Das ist natürlich spätestens nach den Weltkriegen und diversen Wirtschaftswunderzeiten vorbei. Die Jagd nach dem Geld ist *kein* Gottesdienst mehr. Man vergißt die Tragweite des Phänomens ähnlich wie der *ISS*-Astronaut nach wenigen Tagen gar nicht mehr auf die ungesunde Schwerelosigkeit achtet. Der Umgang mit dem Geld wird deutlich gedanken- und gefühlloser als etwa Essen und Trinken. Das Geld stellt einfach nur noch *das* unanzweifelbare Treib- und Schmiermittel allen gesellschaftlichen und persönlichen Wirkens dar. Es ist so „alternativlos“ wie etwa die jüngste deutsche Rechtschreibreform, Europas Liebe zur Ukraine oder wie das kostspielige Schmierentheater unserer regelmäßigen Parlamentswahlen.

Vergessen wir den Krieg und seine Unterabteilung „moderner Verkehr“ nicht. Ende Januar dieses Jahres hatte die 30 Jahre alte schwarze Bürgerrechtsanwältin und designierte Professorin Kiah Duggins ihre Mutter in Wichita, Kansas, besucht. Auf dem Rückflug zu ihrem Arbeitsplatz in Washington D.C. stieß die Linienmaschine, in der Duggins saß (*American-Airlines-Flug 5342*), gleichsam in letzter Minute mit einem Militärhubschrauber zusammen. Beide Maschinen stürzten in den Fluß Potomac, an dem

die US-Bundeshauptstadt liegt. Das war am 29. Januar 2025. Sämtliche 67 Insassen starben.

Auf den Tod Duggins‘ machten immerhin einige linke oder sonstwie alternative Blätter aufmerksam – auf das irrsinnige postmoderne Verkehrswesen dagegen nicht. Es ist schon zu normal. Nach WHO-Schätzung für 2018 fallen jährlich mindestens 1,35 Millionen Verkehrstote an. Die Einbeinigen und Traumatisierten sind nicht berücksichtigt. Das wären dann noch einmal ungefähr 40 Millionen – 40! Die meisten Opfer gehen auf das Konto des Straßenverkehrs. Aber so gut wie jeder benutzt das Auto so selbstverständlich wie das Geld.

Ich reiße mich am Riemen und breche die Tirade ab. Zu den letzten Mohikanern, die noch auf der Frage des Geldes herumritten, zählte mein Stiefvater Marcel Jodelle, der in seinem Roman *Montaigne* just eine korsische Zwergrepublik vorstellt, die der Schloßherr von der Dordogne im Zuge seiner berühmten Italienreise besucht. Marcel war es aber auch, der mich einmal auf ein grundsätzliches Problem aller engen Gruppen aufmerksam machte, ob Liebschaft, Landkommune, Zirkus oder Zwergrepublik. Man kennt seinen jeweiligen Wirkungsbereich und seine jeweiligen MitstreiterInnen im Laufe der Zeit einfach zu gut. Es wird langweilig. Die Neugier blickt immer häufiger sehnsüchtig in die Fremde und Ferne – nur gibt es leider gar keine mehr. Alles ist schon besetzt, und zwar mit Einheitsbrei. Gehe ich heute an den Leuten vorbei, die statt auf ihren Kinderwagen oder auf das kleine Mädchen an ihrer Seite zu achten, auf ihr Smartphone starren, werde ich nach wie vor in Trübsinn gestürzt. Ich kann nur sagen, machen Sie lieber überhaupt keine Kinder mehr.

...